

## THOMASKIRCHE, LEIPZIG am 10. NOVEMBER 2012, 19 Uhr

Ich stehe hier als Aussenseiter – an einem historischen Ort. Das heisst, ich bin Engländer, wenn auch mit deutschen und russischen Wurzeln, und ich bin nach dem Krieg geboren. Und ich bin hier als Jude – in eine historische Kirche!

Und ich möchte mich mit dieser Frage beschäftigen, die eigentlich nicht meine eigene Frage ist, sondern eine generelle: „Was bedeutet es, Deutscher zu sein?“

In Leipzig, in Deutschland, gab es von 1933 bis 1945 einen „Arier- und Braunen-Staat“; und dann von 1945 bis 1989, ein „Arbeiter- und Bauern-Staat“. Beide waren so dogmatisch aufgebaut, so brutal, mit einem Monopol für parteiische Staatsgewalt, wobei die Bürger ausgeliefert waren an die, die eine Partei, statt ein Land oder ein Volk oder ein Nation führten. In beiden Fällen – ich weiss, einige haben Ängste solche Parallele zu ziehen, ich bin hier aber Aussenseiter und werde es dennoch tun – haben einige Deutsche andere Deutsche gepeinigt, vertrieben, in Gefängnisse gesteckt, oder sogar viel schlimmeres. Für mehr als ein Jahrzehnt haben einige Deutsche andere Deutsche gedemütigt, entrechtet, beraubt, vertrieben oder ermordet, weil sie irgendwie die falschen Deutschen waren – sei es, sie waren Juden oder Sozialdemokraten oder Kommunisten, sei es, sie waren Pazifisten oder Sinti oder Homosexuelle oder bekennende Christen oder Jazzmusiker oder Kranke ... es gab mehrere Kategorien. Und für fast drei Jahrzehnte, sagen wir von 1961 bis 1989, haben einige Deutsche andere Deutsche erschossen, weil sie Deutschland verlassen wollten, um nach Deutschland zu gelangen. Einige wurden aus ihren Land vertrieben oder ausgebürgert, anderen wurde nicht erlaubt ihr Land zu verlassen, obwohl sie gehen wollten.

In beiden Deutschlands von denen ich rede, sei es der sogenannte „National-sozialistische demokratische Arbeiter-Staat“ oder die sogenannte „Deutsche Demokratische Republik“, herrschten Angst, Verengung, Unterdrückung. Die historischen Umstände waren am Anfang jeweils andere. Aber intelligente, gebildete Deutsche haben es irgendwie am Anfang erlaubt – und später waren sie nicht intelligent genug, um Wege zu finden, das System zu ändern. Oder sie waren intelligent genug, um zu sehen, ein Änderung durch normalen politischen Einfluss wäre nicht mehr möglich. Man musste nur heraus, so schnell wie möglich, irgendwohin – konnte es aber nicht rechtzeitig schaffen.

Ich will an dem Gedenktag für die Reichspogromnacht, die sogenannte „Reichskristallnacht“, ich will es einfach nicht erlauben, dass wir von „den Deutschen und den Juden“ reden. Beide Gruppen, sowohl Täter als auch Opfer, waren Deutsche. Einige Bewohner Deutschlands, die noch polnische Pässe hatten, wurden einige Tage früher in Oktober und November 1938 brutal zusammengeschlagen und deportiert, an der Grenze zu Polen einfach wie Müll abgekippt – und das führte zu einer Reaktion einer jungen verzweifelten Person, und das konnten die Nazis als Ausrede für ihren Pläne benutzen, als Synagogen brannten und Geschäfte und Häuser zerstört wurden und als unschuldige Deutsche zusammengeschlagen wurden und nach Sachsenhausen oder Buchenwald oder Dachau oder auf verschiedene Polizeireviere verschleppt wurden ... Aber diese Leute waren Deutsche.

Ich denke an meinen Grossvater, Landgerichtsrat Walter Rothschild, der am 10. November 1938 aus Baden-Baden nach Dachau verschleppt worden war. Schon fünf Jahre vorher hatte er seine Stelle, seinen Status, sein Einkommen und seine Sicherheit verloren. Ein Deutscher, in Deutschland geboren, in Hannover, der im Ersten Weltkrieg als Deutscher für den Kaiser in einem fürstlichen Lippischen Regiment gekämpft hatte (wir haben noch seine Auszeichnungen und Orden); Ein Deutscher, der als junger Mann in München und Göttingen Jura studiert hatte, als Student sein Bier getrunken hatte und auf Bällen getanzt hatte, der seinen Goethe las, der in Berlin eine deutsche Frau geheiratet hatte ..., ein deutscher Patriot, der seit 1933 arbeitslos war, der seinen jungen Sohn – meinen Vater – nach England schicken musste, und der später als staatenloser Flüchtling und in Folge seiner Misshandlung in Dachau verarmt und verzweifelt im Ausland starb ...

Ich denke an meinen ersten Rabbiner, Dr. Erich Bienheim, in dem Dorf Duingen in der Nähe von Hannover geboren, der in Würzburg promoviert worden war, der in Berlin sein Rabbinerstudium erfolgreich beendet hatte, der in Darmstadt als Rabbiner amtiert hatte, der in dieser Terrornacht nach Buchenwald gebracht worden war ..., der später nach England auswandern konnte, von wo er selber zunächst nach Australien deportiert wurde, aber nach England zurückkam, und der mir als kleinem Jungen in Bradford meine hebräischen Buchstaben vor seinem frühzeitigen Tod beigebrachte ... Ein fast gebrochener Mann. Ich war damals viel zu jung, um zu verstehen, wie und warum.

Oder ich denke an Helene Rothschild, „Tante Helene“, meine Grosstante, die mit 80 Jahren aus dem Dorf Ottenstein bei Holzminden deportiert wurde, wo sie ihr Leben lang gelebt hatte, die auf einem Lastwagen nach Hannover gebracht wurde und von dort später nach Theresienstadt geschickt wurde, wo sie starb ... Und die Deutschen stellten ganz ordentlich eine Sterbeurkunde aus, und die kann man noch im Terezin-Archiv im Internet sehen.

Diese waren Deutsche, generationenlang, und ihre Leben wurden von anderen Deutschen zerstört. Ihre Pläne, ihre Träume, ihre Hoffnungen, ihre Ehen und ihre Gesundheit und ihre Sicherheit, alles wurde von anderen Deutschen zerstört. Das Judentum war wirklich nur eine Ausrede, die man für diese Unmenschlichkeit missbrauchte ...

In dieser furchtbaren Periode hatten sich einige Deutsche das Recht herausgenommen, zu entscheiden, welche Tschechen und Russen auch „Deutsche“ waren, ob die das wollten oder nicht, die „heim ins Reich“ geholt wurden, nicht immer freiwillig – und welche anderen Menschen nur als „Untermenschen“ zählten, die nur als zeitweilige Sklaven kurzfristig weiter existieren durften, ohne das Recht zu leben, bis sie durch Arbeit oder durch Willkür vernichtet wurden.

Und nachher, nach dem Untergang dieses Systems, gab es andere Deutsche, die bereit waren mit Totalitarismus zurechtzukommen, im Namen der Freiheit und Demokratie natürlich, die zynisch die deutsche Sprache schon wiederholt missbrauchten ... die auch Gefängnisse und geheime Polizeieinheiten und Spitzel nutzten, um zu entscheiden, welche Deutschen sich frei bewegen durften und welche eingesperrt werden mussten, oder gefoltert, welche ihre Leben in Angst und Verzweiflung und Unterbeschäftigung und Armut und Unsicherheit verbringen mussten oder es sogar frühzeitig verlassen mussten, welche Deutsche in das System „passten“ und welche nicht, weil sie anders dachten oder anders glaubten ... Ja, einige hatten Mut, andere lebten in der „inneren Emigration“, das heisst, sie lebten in einem anderen Deutschland als das Land ausserhalb ihrer Wände, vor ihrer Haustüre ... in einem Land, in dem sie andere Schriften lesen konnten oder Musik hören oder Witze erzählen durften oder beten durften, alles aber unter der ständigen Angst, doch von der eigenen Familie, Freunden, Nachbarn, Kollegen bespitzelt und verraten zu werden. Welche Werte gab es in einem solchen Land, wo keiner seinem Nächsten vertrauen konnte?

Kann man Deutscher und Mensch zugleich sein? Das ist die Frage ...

Das Judentum glaubt an einen „olám habbá“, eine kommende Welt. Das bedeutet, alles wird relativiert; der grösste Herrscher, sogar alle Organisationen mit „Welt-“ in ihrem Titel – sei es ein „Weltsicherheitsrat“ oder eine „Welt-Union“ für Irgendetwas, ein „World Council of Churches“, die sind alle nur in DIESER Welt tätig ...

Im Deutschen unterscheidet man zwischen einer „Party“ und einer „Partei“; im Englischen benutzt man das gleiches Wort für beide ... Eine „Partei“ ist aber nur ein „Part“, ein „Teil“ der Menschheit. Sie kann per Eigendefinition nicht ALLE vertreten. Die Mitglieder sind „apart“, getrennt von den andern, die keine Mitglieder sind ... Man hört nicht mehr, was andere denken, man „verhört“ sie nur ... Parteien existieren nur, damit man unterscheiden kann: zwischen Mitgliedern und Nicht-Mitgliedern, zwischen „in“ und „aus“.

Ich will nicht die ganze Schuld nur „den Deutschen“ geben. In den 1930er Jahren gab es genug Faschisten und Intoleranz in ganz Europa, in Francos Spanien und Mussolinis Italien, in der Slowakei und in Ungarn, in Stalins Sowjetunion und mehr. In den 1950er bis 1980er Jahren gab es regimetreue Kommunisten in vielen Ländern (einige noch immer ...) und einen „Kalten Krieg“, der die ganze Welt spaltete. Ich will damit nur sagen – ich stehe in einer Kirche in Leipzig, in Deutschland, in einer Stadt, für Bach berühmt, oder berühmt als Kultur- und Industriestadt, und in einer Stadt und einer Kirche, in denen sich vor zweieinhalb Jahrzehnten auch mutiger Widerstand gegen Repressalien sammelte ... Es gab und es gibt auch Gutes, es gibt Dinge an die man erinnern möchte, auf die man als Deutsche wirklich stolz sein soll. Und es gibt die andere Seite ...

In der erste Schöpfungsgeschichte, im Ersten Buche Mose, Kapitel 1, trennte Gott Licht von Finsternis – aber die Finsternis selber wurde nicht zerstört. Sie blieb bestehen. Sie wurde nur begrenzt. Und in der zweiten Schöpfungsgeschichte, im Ersten Buche Mose, Kapitel 2 und 3, lernte der Mensch zwischen gut und böse zu unterscheiden. Das heisst, es gab noch immer Böses ... es wurde von Gott nicht entfernt oder vernichtet. Man sollte von nun an nur lernen und Verantwortung dafür tragen, wie man sich zum Bösen verhält, damit man es kontrollieren kann, statt von ihm kontrolliert zu werden.

Und das bleibt unsere Verantwortung. Und deswegen sind wir hier, ob als Deutsche oder nicht, ob als Christen oder Juden, ob als politisch Verfolgte oder nicht ... Es gab und gibt Dinge, auf die man stolz sein kann, und auch Dinge, für die man sich schämen soll. Dieser geschichtsträchtige Tag an diesem geschichtsträchtigen Ort soll uns Gelegenheit geben, nicht nur über die Geschichte nachzudenken, sondern an die Zukunft zu denken, vorwärts, damit wir lernen, damit wir nicht vergessen, und damit wir anderen nicht erlauben, uns zum Vergessen zu zwingen ...

Landesrabbiner Dr. Walter Rothschild.

10.11.2012

---

Vor der Predigt habe ich folgenden Text zitiert:

### **DER NOVEMBERPOGROM IN BADEN-BADEN.**

aus: Angelika Schindler, Der verbrannte Traum, Elster Verlag, Bühl 1992, ISBN 3-891251-146-9, S. 128–134:

(Der Bericht befindet sich im Stadtarchiv Baden-Baden, 05-02/008.

Anmerkungen von Walter Rothschild)

Den Verlauf des 10.11.1938 in Baden-Baden schilderte Arthur Flehinger, Lehrer am Gymnasium Hohenbaden, und später mit meiner Tante verheiratet, in einem Bericht, den er 1955 abfaßte:

Baden-Baden blieb bis zum berüchtigten 10. November 1938 von den wüstesten Naziexcessen verschont. Nicht etwa deshalb, weil man den jüdischen Einwohnern der Bäderstadt einen Ausnahmezustand hatte einräumen wollen, sondern aus rein egoistischen Erwägungen. Die Bäderstadt mit ihren starken internationalen Beziehungen sollte, wie es so schön hieß, die Visitenkarte für Deutschland abgeben. Jede größere Störung der inneren Ruhe bedeutete eine Verminderung der Zahl der Besucher aus dem Ausland und damit eine Verknappung an Devisen, und die Nazis brauchten doch Geld und wieder Geld. Natürlich wurden alle Naziverordnungen (Fingerabdrücke, jüdische Vornamen usw.) ebenso streng ausgeführt wie anderwärts. Davon merkte der fremde Besucher ja schließlich nichts. Aber während ausländische Zeitungen in anderen Städten so gut wie unsichtbar waren, konnte man die Times in Baden-Baden fast bis zuletzt lesen, und es war eine gewisse Ironie des Schicksals, daß schon einen Tag, nachdem die Verordnung bezüglich der jüdischen Vornamen bekannt gegeben war<sup>1</sup>, die Times erklärte, daß Sara so viel heiße wie Fürstin und daß Israel Gottesstreiter bedeutete.

Vom Sommer 1937 an merkte man ganz deutlich, daß auch in Baden-Baden ein anderer Wind wehte, und daß sich das Nazigift nun auch in die bisher verhältnismäßig ruhige Stadt eingefressen hatte. Die Liegewiesen hinter der Kurhausdirektion waren wie das Kurhaus für die Juden gesperrt. Der Besitzer des früher renommierten Hotels Holländischer Hof schmückte den Eingang in sein Restaurant mit den auffallenden Lettern: Hunden und Juden Zutritt verboten. In den jüdischen Geschäften, soweit sie noch exstierten, wurden die Mitglieder der Partei immer frecher und erblickten ihre Aufgabe nur noch darin diejeinigigen bei der Partei anzuzeigen, die noch den Mut und Anstand hatten, ein jüdisches Geschäft zu betreten ...

Der 10. November räumte mit allen dem Scheine nach noch bestehenden Rücksichten auf und auch Baden-Baden erlebte seine Nazi-Razzia.

Morgens um sieben Uhr erschien bei uns in der Prinz-Weimar-Straße 10 ein Polizist und hieß mich, ihm auf die Polizeiwache zu folgen. Da ich jahrelang am Baden-Badener Gymnasium unterrichtete, kannte mich groß und klein, und ich merkte dem Polizisten seine Verlegenheit an. Eine Unterhaltung mit ihm erschien mir sinnlos, und so schritt ich... mit verhaltener Ruhe neben ihm her. In der Stadt war es um diese Zeit selbstverständlich noch ruhig. Sah man jemand auf der Straße daherkommen, so war es ein Leidensgenosse unter polizeiliche Bewachung. Die Zahl der armen gezwungenen Frühaufsteher nahm zu, je mehr wir uns der Polizeiwache näherten. Obwohl in

---

1 Verordnung vom 23. 7. 1938: die Kennkarten von Juden hatten ein „J“ zu tragen. Verordnung vom 17. 8. 1938: der Name wurde mit Israel oder Sara ergänzt.

normalen Zeiten die Saison in Baden-Baden im November vorüber war, hielten sich einige Juden in den für sie noch zugänglichen Hotels auf. Andere hatten sich seit 1933 in Baden-Baden angesiedelt, weil ihnen dieser Platz verglichen mit ihrem früheren Wohnort, als ein Eldorado erschien.

Vor der Polizeiwache hatte sich der übelberüchtigte Wart wie eine Art Gessler<sup>2</sup> postiert und verlangte von jedem, der an ihm vorbeigehen mußte, daß er den Hut abnahm. Eine Weigerung wäre reiner Wahnsinn gewesen. Auf der Polizeiwache waren schon ungefähr 50 Opfer abgeliefert worden, und immer mehr kamen noch hinzu. Die Polizisten alle in Galauniform. Es war ja ein Tag des Triumphs der Starken über die Schwachen<sup>3</sup>, gleichsam eine Dramatisierung der Lafontaine'schen Fabel „Le Loup et l'Agneau.“<sup>4</sup> Mit deutscher Gründlichkeit wurde alles protokolliert.

Gegen zehn Uhr wurden wir in den Hof geführt und mußten uns dort in Reih und Glied aufstellen. Die Betriebsamkeit, mit der die Trabanten des Dritten Reiches hin und herjagten, ließ eine besondere Aktion vermuten. Gegen Mittag öffnete sich das Tor, und ein Zug Wehrloser mit viel Bewachung rechts und links begann, sich durch die Straßen der Stadt zu bewegen. Man hatte bis Mittag gewartet, offenbar um der Menge etwas zu bieten. Aber zur Ehre der Badener sei gesagt, daß die meisten doch davor zurückschreckten, sich auf der Straße zu zeigen. Was an Zuschauern zu sehen war, war Pöbel. Pöbelhaft benahmen sich drei Lehrer, die sich nicht scheuten, sich auf der Straße überhaupt blicken zu lassen. Einer von ihnen, Herr Dr. Mampell, ließ wohl nur den Zug vorbeidefilieren. Dagegen hatten der Direktor der Volksschule, Herr Hugo Müller und sein Freund Herr Schmidt eine Anzahl junger Schüler gefüttert, damit sie ja gut „Juda ver...“<sup>5</sup> schriehen. Ob diese Inszenierung wirklich zur Belustigung der Zuschauer beitrug, möchte ich stark bezweifeln. Ich sah Leute, die hinter dem Vorhang weinten. Einer aus der Reihe der anständigen Baden-Badener soll behauptet haben: Was ich sah, war nicht ein Christus, sondern eine ganze Reihe von Christusgestalten. Erhobenen Hauptes und nicht gebeugt von dem Bewußtsein einer Schuld schritten sie daher ...

Der Zug näherte sich der Synagoge, wo die obersten Stufen der Freitreppe schon mit allerhand Gesindel in und ohne Uniform angefüllt waren. Das war ein richtiges Spießrutenlaufen. Man mußte an dem Gesindel vorbei, und an wüsten Schmährufen ließen es die traurigen Gestalten wirklich nicht fehlen. Ich selbst hatte auf dem ganzen Zug den Leuten fest in die Augen geschaut, und als wir uns der obersten Stufe näherten, schrie einer herunter: „Guck net so frech, Professor.“ Das war schließlich weniger eine Beleidigung als ein Eingeständnis der Schwäche und Furcht.

Auch in Dachau erlebte ich später, daß die Bonzen einen durchbohrenden Blick nicht ertragen konnten. Meinem Freund Dr. Hauser gegenüber, der in Baden-Baden ein vielbeschäftigter und angesehener Anwalt gewesen war – man hatte ihn und seine Frau später aus Südfrankreich nach Celle<sup>6</sup> und von dort in die Todeskammer nach Auschwitz gebracht – zeigte sich der Mob wenig gnädig. Der Ärmste erhielt von den Vertretern des Faustrechts allerhand Faustschläge, und ich sah den Bejammernswerten dann noch auf einen Gebetmantel fallen, den die Nazis auf dem Boden ausgebreitet hatten, damit wir darüberschritten.

In der Synagoge war alles wie verwandelt. Der heilige Boden des architektonisch so wunderschönen Tempels war von frevlerischen Händen entweiht. Das Gotteshaus wurde zum Tummelplatz schwarzer, uniformierter Horden. Ich sah wie oben in der Frauengallerie Leute geschäftigt hin- und herliefen ... Es waren keine Baden-Badener. Man ließ für den 10. November SS aus den Nachbargemeinden kommen, also Leute, die durch das Fehlen auch nur eines Funkens von menschlichem Mitgefühl in ihre Bewegungsfreiheit nicht gehemmt wurden und daher ihr ruchloses Machwerk ungestört durchführen konnten.

Plötzlich ertönte eine freche, fette Stimme: „Ihr singt jetzt das Horst Wessellied.“ Es wurde so gesungen, wie es jeder erwartet hatte. Wir mußten es zum zweiten Mal „singen“. Auch zum zweiten Mal mußten wir ihre schöne „Nationalhymne“ verhunzen! Dann rief man mich hinauf zum Almemor und gab mir eine Stelle aus „Mein Kampf“ zu lesen. Eine Weigerung hätte unter den damaligen Umständen mein Leben und das der Mitleidenden

---

2 Der böse Landvogt in „Wilhelm Tell“.

3 Umkehrung des Sieges „der Schwachen über die Starken“, wie die Liturgie des Chanukkafestes den Erfolg der Makkabäer nennt.

4 Jean de la Fontaine: Der Wolf und das Lamm.

5 „Juda verrecke!“

6 Vielleicht ist hier das Lager Bergen-Belsen gemeint. Süd-Frankreich wäre dann Gurs.

gefährdet. So sagte ich: „Ich habe den Befehl erhalten, Folgendes vorzulesen“ und ich las leise genug. In der Tat so leise, daß der hinter mir stehende SS-Mann mir mehrere Schläge in den Nacken versetzte. Denjenigen, die nach mir Proben der feinen literarischen Kochkunst der Nazis mitteilen mußten, erging es nicht besser. Dann gab es eine Pause. Wir mußten in den Hof, damit wir unsere Notdurft verrichteten. Wir durften aber keineswegs das Klosett benutzen, sondern mußten mit dem Gesicht gegen die Wand der Synagoge dastehen und bekamen dabei von hinten allerlei Fußtritte.

Von der Synagoge ging es dann in das gegenüberliegende Hotel Central. Der Hotelbesitzer, Herr Lieblich, dem das schöne Tagesprogramm natürlich nicht vorher angesagt worden war, mußte für ungefähr 70 Personen ein Essen improvisieren. Er hatte seine Aufgabe meisterlich gelöst. Daß wir überhaupt einen Bissen herunterbekamen, war ein Wunder ...

Bezüglich unseres weiteren Schicksals gab es dann ein großes Rätselraten. Was man mit uns vorhatte, wußte niemand. Wir waren ja von der Außenwelt vollkommen abgeschnitten. Unsere alles andere als stillen Erwägungen wurden dann jäh unterbrochen, als der Kantor der Gemeinde, Herr Grünfeld, leichenblaß den Saal betrat und blutenden Herzens die Worte sagte: „Unser schönes Gotteshaus steht in Flammen“ ... Der brutalste der Hitlerbande kommentierte die traurige Botschaft des Herrn Grünfeld, indem er noch den frivolen Satz hinzufügte: „Wenn es auf mich angekommen wäre, wärt ihr alle in den Flammen umgekommen.“

Der Höhepunkt der Tragödie war erreicht. Die Hoffnung, mit unserer Familie noch am selben Abend wiedervereinigt zu sein, war einem starken Pessimismus gewichen. Als man schließlich die über 60jährigen nach Hause schickte, wußten wir so gut wie sicher, daß uns ein trauriges Schicksal bevorstand. Es fand dann noch ein Art Inspektion durch einen hohen SS-Offizier statt, der das ganze Geschehen zu motivieren versuchte. Auch Herr Medizinalrat Dr. Walter, ein rühriges Mitglied der Partei, stellte sich abends ein, um gegenüber denen, die aus Gesundheitsrücksichten entlassen werden wollten, wenigstens den Schein einer humanen Behandlung zu wahren. In Wirklichkeit waren die Akten über die noch etwa 50 anwesenden Opfer geschlossen. Der Autobus wartete schon vor der Tür und mit ihm eine ganze Anzahl „wütender“ Volksgenossen. Die Deportation nach Dachau war schon längst geplant, nur wir Armen wußten es nicht. Im Laufschrift mußten wir hinaus zum Autobus rennen, und wer nicht schnell genug rannte, bekam einen Denkkzettel. Am Bahnhof warteten wir auf den Sonderzug aus der Freiburger Gegend. Er brachte die Juden aus dem Oberland. In jedem Abteil saß ein Schutzmann. Aus seinem Mund kam kein Sterbenwort. Als der Zug hinter Karlsruhe in Richtung Stuttgart fuhr, hörte man nur noch das grausige Wort Dachau.